



Riemenschneider: Grabmal des Fürstbischofs Scherenberg

Disposition. Hier rächt sich Josef Nadlers einseitig literargeschichtlicher, ja literarheroengeschichtlicher Ausgangspunkt mit aller Evidenz.

Denn was er als Charakteristikum anführt ist größtenteils die lebensabsiege Umkehr dessen, was den nüchternen Tag der Ostfranken beherrscht. Der fleißige und lebenstüchtige Franke vom Main ist ausgeprägter ein Täter denn ein Träumer; und wenn schon, dann ist er nur Nachträumer und Tagtäter. Josef Nadlers Ostfrankenbild mag für manche literarische Hervorbringungen prominenter ostfränkischer Menschen zutreffen, es trifft aber nicht zu für den Stamm selbst, da es nicht einmal für die Gesamtheit eines repräsentativen Literaten Geltung hat. Josef Nadler hätte besser getan, zum Zweck der Differenzierung der rheinfränkischen und der mainfränkischen Geistigkeit das Gleichnis vom Rheinwein und vom Frankenwein zu Hilfe zu nehmen.

Denn wie für die Reben, vermag auch für die Menschen ihr Wurzelgrund und Mutterboden seine variierende und modifizierende Kraft zu bewähren. Die Mainlandschaft ist stiller und verwinkelter als das Rheinland mit seinen klareren Richtungs-Tendenzen. Das Maintal erstreckt sich größtenteils durch das Vorgelände des römischen Limes, und ist soweit frei von römischen Backstein- und Ziegelruinen, es ist soweit echtes Kolonialland. Die Mainlandschaft hat außerdem auch ganz andere Anrainer, die den Bewohnern des fränkischen Ursprungslandes ferner waren als die Hessen und Alamannen, nämlich die passablen Thüringer im Norden, die ob ihrer Eigenkraft schwierigen Baiwaren im Süden und Südosten und gar die den deutschen Altstämmen unheimlich und unergründlich erscheinenden Westslaven im äußersten Osten. Handel und Blutmischung mit diesen Anwohnern haben dem Ostfrankenvolk Züge aufgeprägt, die es von den Rheinfranken deutlich absetzen. Aber Josef Nadler hat die Unterschiede offenbar mit allzu lauten und starken Farben markiert.

Seit dem Erscheinen der Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften sind die Versuche, den Ostfranken vom Rheinfranken abzuheben zurückgetreten hinter dem Versuch, ein tieferes ostfränkisches Selbstverständnis aus der Konfrontation mit den Altbayern zu gewinnen, wobei natürlich im Mainfränkischen mehr das „gemeinfränkische“ Wesen betont wird. Sehr bemerkenswerte Erkenntnisse dieser Art verdanken wir der durch reichste volkskundliche Einsichten gestützten Einfühlungsgabe Josef Dünningers und der dichterisch liebenden Schau Ludwig Friedrich Barthels. Schade, daß es dem letztgenannten nicht beschieden war, die ostfränkischen Paradoxien zu überwinden und daraus ein Geistesbild unseres Stammes zu formen. Denn was als solches bei ihm erscheint, ist Resignation vor unvereinbaren Phänomenen. Barthel stellt gewissenhaft zusammen, was der Franke alles ist:

Ernsthaft und ausgelassen, zugeknöpft und gesellig, grob und höflich, nüchtern und fühllos, falsch und offen, gläubig und aufgeklärt, traditionsgebunden und fortschrittlich, staatsmännisch begabt und ohne staatenbildende Kraft . . . Es wird uns kaum gelingen einen Paß zu schreiben, worin die besonderen Kennzeichen des Frankentums klipp und klar vermerkt sind.

Und das Resümee der ganzen Ausführungen Barthels:

„Nein, der Franke ist uns immer noch ein Rätsel. Es schlägt soviel

Vernunft durch seine Liebe, es wird selbst seine Leidenschaft so stark von Gedanken, auch hohen, höchsten, getragen, es spielen sich in ihm so widersprüchliche Kräfte gegeneinander aus, daß die behutsamsten Urteile unablässig durch den Tatbestand verspottet werden“.

Rührende Mühe hat sich unser Landsmann Ludwig Friedrich Barthel gegeben um den ihn offenbar besonders kränkenden Vorwurf, die Franken seien falsch, zu entkräften. Dazu ein paar Worte, die tiefer zu loten versuchen! Unsere Bruderstämme quellen nicht gerade über von Sympathie für uns Franken. Wir tragen jenen Namen, der für sie belastet ist mit Stammes-Ressentiments von respektablem Alter. Wie uns die Altbayern noch für Karl den Großen büßen lassen möchten, weil er den guten Herzog Tassilo blenden und in ein Kloster stecken ließ, so haben uns auch die anderen Stämme noch nicht ganz verziehen, daß sie einst mit Gewalt und Blut zum Frankenreich gezwungen und ihrem stammlichen Eigenleben entrissen wurden, mit nüchternen Worten gesagt, daß wir sie zu Deutschen gemacht haben, das tragen sie uns halb unbewußt nach. Dazu kommt noch: Der Deutsche kann es nie zugeben, daß er der Übermacht des Geistes oder der Waffen erlegen ist; er fällt „im Felde unbesiegt“, durch „Dolchstoß“, durch „welsche Tücke“ oder durch „Frankenfalschheit“. Der Vorwurf der Falschheit ist eine attavistische Trotz-Reaktion, eine kleine Rache an dem unbequemen Präzeptor, der die lateinische Kultur (samt Grammatik und unregelmäßigen Verben) vermittelte und den Religionsunterricht dazu.

Überdies hat der Franke ein besonderes Verhältnis zur Sprache. Er ist Wortspieler, Wortfechter und Wortmagier; der Ausdruck ist für ihn transparent, schillernd und opalisierend; er nimmt manches eulenspiegelisch wortwörtlich, wo er nicht beim Wort genommen werden will. Der Franke, schnellfüßigen Geistes und im Banne seiner hellen Bewußtheit, erscheint den anderen unberechenbar, weil er nicht natürlich naiv, sondern sehr absichtsvoll zu reagieren pflegt. Ein fränkisches Selbstbildnis aus dem 16. Jahrhundert, der Begleittext zur Frankenkarte Alexanders von Rotenhan sagt geradewegs, die „gens Francorum“ sei „fallax et astuta“, also verschlagen und scharfsinnig, wir verstehen das recht und tragen daran nicht allzu schwer.

Stoßen wir nun auf eigene Faust zum Kern fränkischer Geistigkeit, die uns der Schlüssel zu den geistigen Abenteuern des Frankenstammes sein soll, dann bestätigt sich das, was in fast jedem Konversationslexikon wiedergekaut wird: Vorwiegen der Verstandeskkräfte, Aufgeschlossenheit und geistige Beweglichkeit. Und darin liegt nun wirklich Segen und Fluch unseres Stammes. Unverdrossene Lust am Erlernen alles Erlernbaren, das ist fränkisch von den ältesten Zeiten an. Auf dieser fränkischen Gelehrigkeit fußt ein Gutteil der Weltgeschichte. Ohne diese „Cupiditas discendi Francorum“ wäre es nie möglich gewesen, den Nachlaß der Spätantike zu übernehmen, treuhänderisch zu verwalten und an das fränkisch geordnete Abendland zu vermitteln: antikes Staatsdenken, Reichs-Idee, Christentum in westlicher Prägung, antikes Bildungsgut. Dieser fast krankhafte Lerneifer, diese Freude an der meist sehr gründlichen Einverseelung von Fremdbeständen hatte aber auch zur Folge, daß sich die Psychophysiognomie des Stammes nicht mit jener eindeutigen Bestimmtheit und Konturenschärfe ausprägen konnte, wie etwa jene der Altbayern, der Schwaben oder der Westfalen. Sie sind viel, viel „ausgesprochenener“ als wir. Sie bleiben aber auch sich selber treu. Und sie sind jenen Versuchungen des gelehrigen und anpassungsfreudigen Franken, den



Theodor Heuss: Die Trimbung

Gefahren der Verwischung des Eigensten, den Gefahren des regelrechten Selbst-Verlustes kaum im gleichen Maß ausgesetzt. Ich gestehe offen, daß ich diese an unserer Stammes-Substanz unaufhaltsam zehrende Gefahr zuerst gar nicht empfand, bis aus meiner oberfränkischen Heimat, wo man ein gebirgerisches Bambergisch spricht, eine Schulkameradin eine Hausgehilfenstellung in der Oberpfalz annahm und nach den ersten sechs Wochen dieses Dienstes bei einem kurzen Heimatbesuch durch ihr nicht nur fließendes, sondern geradezu virtuos oberpfälzisch brillierte. Oder als ich feststellte, wie rasserein die fränkischen Gebirgstrachtenerhaltungsvereine schuhplatteln, während der oberbayerische Verein erst gegründet werden müßte, der etwa die ersterbende Bamberger Gärtnertracht pflegt.

Einsicht und Nüchternheit verwiesen den Frankenstamm seit je auf das praktische Wirken. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geselligkeit, die Freiheit von billigem Trotz bewahrte ihn vor einsiedlerischer Selbstverspinnenheit und phantastisch verstiegener Spekulation. Er sucht nach dem Sinn des Lebens, aber er ist zu klug und bildersüchtig um reiner abstrakter Philosoph zu werden. Er ist ehrfürchtig, fromm und ermanget vielleicht gerade deshalb des rational diagnostischen Verhältnisses zu Gott, das der rechte Theolog braucht. Der Franke ist vorweg Pädagog, Philolog, Jurist, lebensnaher Praktiker, liebenswürdiger Vermittler, überlegener Ironiker bis zur heiter-ernstgemeinten Clownerie (wie sie Theodor Heuss mit Scharm exerziert). Der Franke ist im Wesensgrund — um ihn mit den Vätern des europäischen Denkens zusammenzuhalten — weniger ein platonischer Typ als ein xenophontischer, mit sowohl sokratischen wie aristotelischen Einschlägen.